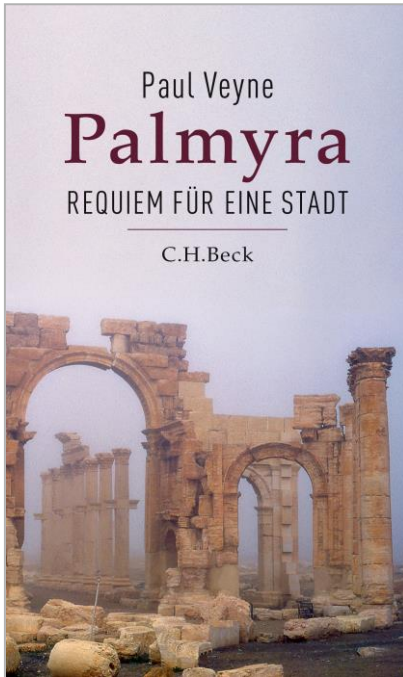


Unverkäufliche Leseprobe



Paul Veyne
Palmyra
Requiem für eine Stadt

127 Seiten mit 13 Farbabbildungen in einem
Tafelteil. In Leinen
ISBN 978-3-406-69237-6

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/16147635>

Inhalt

• • •

Einführung	9
1. Reichtum in der Wüste	11
2. Eine monumentale antike Stadt	16
3. Kapitalist in jenen Zeiten	31
4. Die Antike in der Antike	44
5. Palmyra unter den Cäsaren	48
6. Ein syrischer Stamm und eine hellenisierte Stadt	52
7. Das Imperium retten	57
8. Das Epos Palmyras	64
9. Eine hybride Identität	84
10. Mit den Göttern speisen	96
11. Die Religion der Palmyrener	101
12. Die palmyrenischen Porträtbüsten	114
Schlusswort	122
Anmerkungen	125
Bildnachweis	127

Einführung

.....

Solange ich meinen Beruf als Forscher auf dem Gebiet des griechisch-römischen Altertums ausgeübt habe, bin ich immer wieder nach Palmyra gekommen. Mit der Zerstörung der Stadt durch die Terrororganisation IS ist ein ganzes Stück unserer Kultur und der Gegenstand meiner Studien buchstäblich in die Luft geflogen.

Vor etwa fünfzehn Jahren konnte ich dank Marie-Claude Char, der ich einmal mehr danken möchte, ein umfangreiches Vorwort für einen schönen Kunst- und Fotoband von Gérard Degeorge¹ veröffentlichen. Der Text wurde 2005 in einem Sammelband, den ich zusammen mit anderen herausgegeben habe, neu aufgelegt, erweitert und mit wissenschaftlichen Annotationen versehen.²

Das vorliegende Buch hingegen ist viel kürzer, weniger gelehrt und wendet sich an den interessierten Laien. Es war für mich der Anlass, neue Fragen zu stellen, denn das aktuelle Geschehen bringt uns in Zugzwang.

Warum verwüstet – oder verkauft – eine Terrorgruppe die Denkmäler einer längst vergangenen Zeit, die für niemanden eine Gefahr darstellen? Warum wird diese Stadt zerstört, die von der UNESCO zum Weltkulturerbe

Einführung

erklärt worden war? Warum all die Massaker, warum das Leiden, die Folterung, die Enthauptung des Archäologen Khaled al-Asaad am 18. August 2015? Ihm ist dieses Buch gewidmet.

Trotz meines fortgeschrittenen Alters empfinde ich es als meine Pflicht als Gelehrter und als Mensch, meiner Bestürzung über diese unbegreifliche Verwüstung Ausdruck zu verleihen und ein Bild zu zeichnen von dem, was einst die Pracht von Palmyra war und was man künftig nur noch in Büchern betrachten kann.

1

Reichtum in der Wüste



Die griechisch-römische Ausgrabungsstätte Palmyra, das jüngste Opfer der terroristischen Barbarei, ist vielleicht – zusammen mit dem nahe bei Neapel gelegenen Pompeji und der gewaltigen Ruinenstadt Ephesus an der türkischen Küste – die eindrucksvollste, die je von Archäologen zutage gefördert wurde. Um 200 nach Christus gehörte die Stadt zum großen Imperium Romanum, das sich auf dem Höhepunkt seiner Macht von Andalusien bis zum Euphrat und von Marokko bis nach Syrien erstreckte. Wenn in dieser Kaufmannsrepublik ein fremder Reisender eintraf, ein griechischer oder italienischer Händler zu Pferde, ein Ägypter, ein Jude, ein von Rom entsandter Beamter, ein römischer Steuereintreiber oder ein Soldat, kurz, ein Bürger oder Untertan des Reiches, so erkannte der Ankömmling auf den ersten Blick, dass er in einer anderen Welt angelangt war. In den Straßen hörte er eine ihm unbekannte Sprache – Aramäisch, damals eine bedeutende Kultursprache; überall entdeckte er Inschriften in einer geheimnisvollen Schrift.

Jeder seiner wohlhabenden Gesprächspartner beherrschte Griechisch, damals die Lingua franca wie heute

das Englische, aber sein Name enthielt kehlige, schwer verständliche und nicht leicht auszusprechende Laute. Viele Passanten waren anders als die übrigen Bewohner des Römischen Reiches gekleidet. Ihre Gewänder waren nicht drapiert, sondern geschneidert wie unsere heutige Kleidung, und die Männer trugen weite Hosen, Jagd- und Kriegsbekleidung, die viel Ähnlichkeit hatte mit jener des römischen Erbfeinds, der Perser. Denn Rom und Persien, so schreibt ein damaliger Zeitgenosse, «hatten die Welt zu beiden Seiten des Euphrat unter sich aufgeteilt». Die vornehmen Herren des Import-Export-Geschäfts trugen einen Dolch am Gürtel und setzten sich damit über das allgemeine Waffenverbot in der Stadt hinweg. Die Frauen waren mit einer fast bodenlangen Tunika und einem Tuch bekleidet, das nur ihr Haar verhüllte; ihre Stirn war geschmückt mit einem bestickten Band, und ihr Haupt wurde bekrönt von einem geflochtenen Turban. Andere wiederum trugen weite, gebauschte Hosen. Im Gegensatz zu einigen anderen Gegenden der hellenischen Welt verschleierten die Frauen in Palmyra ihr Gesicht nicht. Und erst ihr Schmuck! Manche schmückten sogar das zweite Glied des kleinen Fingers mit einem Ring. Zwar lebte man mitten in der Wüste, doch allenthalben nahm man den Reichtum wahr; die Statuen waren aus Bronze, nicht etwa aus Marmor, und im großen Tempel gab es Säulen, die Kapitelle aus vergoldeter Bronze trugen.

Nach Süden und Osten hin war die Wüste bis zum

Horizont übersät mit einer Fülle prachtvoller Monumente: Mausoleen, überwölbte Grabbauten und mehrstöckige rechteckige Türme (Tafelteil, Abb. 2 und 3). Es handelte sich um Grabstätten vornehmer Familien, in deren Hand ein Teil des Handels des Römischen Reiches mit Persien, Indien und China lag; sie beerdigten ihre Toten – anders als im übrigen Reich, wo man bevorzugt dem griechisch-römischen Brauch der Einäscherung folgte.

Im Norden, außerhalb der Stadt, konnte der Besucher seltsame Tiere sehen: Im Umkreis ausgedehnter Magazine lagerten Kamelkarawanen; das Nomadentum war noch deutlich spürbar. Blickte man zum Palmenhain und zur Stadt zurück mit ihren Ölbäumen und Wein­gärten, so überragte der architektonische Komplex des Baal-Heiligtums, das vor kurzem zerstört wurde, die ein­stöckigen Häuser und verstärkte den Eindruck, dass man sich in einer anderen Kultur befand. (So ähnlich wirkt heute ein Minarett auf den Besucher aus dem Westen.) Dieser Tempel des Baal, des wichtigsten Gottes von Palmyra, erhob sich am Ende einer langen Kolonnade, die den Besucher zunächst bekannt anmutete, war sie doch ein Zeichen für die Zugehörigkeit zur «wahren» Kultur, und auch der Tempel selbst erschien auf den ersten Blick durch seine Silhouette vertraut, denn sie glich allen anderen Heiligtümern im Reich. Ebenso waren die Details dem Ankömmling geläufig, denn der Tempel mit seinen Säulen entsprach dem allgemein verbindlichen

architektonischen Kanon. Auch dessen korinthische Kapitelle waren ihm wohlbekannt – und erst recht seine ionischen Kapitelle, die freilich im Jahre 200 längst aus der Mode gekommen waren.

Doch auf den zweiten Blick wirkte das Bauwerk irritierend: Man stand vor dem seltsamen Heiligtum eines fremden Gottes. Der monumentale Eingang befand sich nicht etwa auf der Vorderseite, wie man eigentlich hätte annehmen müssen, sondern überraschenderweise auf einer der beiden Langseiten. Hoch oben ragten Zinnen empor (Tafelteil, Abb. 4 und 5), wie es sie nur im Orient gab. Zudem hatte der Bau Fenster – einen Tempel mit Fenstern, wie Wohnhäuser sie hatten –, das hatte man noch nie gesehen. Das Erstaunlichste aber war das Dach: Anstelle eines Satteldachs, wie man es von jedem anderen Tempel kannte, besaß das Gebäude eine Terrasse, genau wie die Wohnhäuser. In diesen Breiten stieg man auf die Terrasse, um die Mahlzeiten einzunehmen, dort wurde gefeiert und auch zur Gottheit gebetet – auf die Gefahr hin, dass man hinunterfiel, wie es einem jungen Mann passierte (jedenfalls wird das in der Apostelgeschichte berichtet).

Der fremde Besucher hatte also wirklich allerhand gesehen, was ihn befremden konnte: Im Römischen oder vielmehr Griechisch-Römischen Reich war alles einheitlich. Architektur, Wohnung, Schrift und Literatur, Bekleidung, Wertvorstellungen und Religion glichen sich von Schottland bis zum Rhein, von der Donau bis zum

Reichtum in der Wüste

Euphrat und zur Sahara – zumindest in der besseren Gesellschaft. Palmyra war zwar ein Stadtstaat, ein ziviliert, ja kultivierter Ort, doch gefährlich nahe sowohl an der nomadischen Nichtzivilisation als auch an einer *anderen* Zivilisation, nämlich der persischen oder gar einer noch weiter entfernten. Und der Fremde neigte zur Verallgemeinerung: «Die Syrer sind eine üble Rasse, ein *kakon genos*», wie es ein römischer oder byzantinischer Garnisonssoldat auf einen Stein an belebter Stelle gekratzt hat. Der Fremde täuschte sich: Palmyra war keine syrische Stadt wie die anderen – ebenso wenig, wie das seinerzeit mit der byzantinischen und der osmanischen Kultur in Verbindung stehende Venedig ganz Italien entsprach.